3. Aus der Handlungsweise der Bischöfe, welche Fragen und Streitigkeiten in Betreff der geoffenbarten Lehre, sofern ein Konzilium nicht gehalten werden konnte, jederzeit dem Papste zur Entscheidung vorlegten, und sich dessen Entscheidung unterwarfen.

Karl. — Den Protestanten will die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes nicht in den Kopf gehen. Da lese ich in den philosophischen Schriften des Protestanten Paulsen: „Es gibt auf Erden keine unfehlbare Lehrautorität, und es kann sie nicht geben." Was ist von diesem Satze zu halten?

Paul. — Darauf antworte ich mit den Worten Christi: „Bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott ist alles möglich." Ohne Zweifel kann Gott einem Menschen die Gabe der Unfehlbarkeit verleihen. Daß dieses der Fall war bei den Aposteln und Evangelisten, glauben die Protestanten auch. Christus mußte auch dafür sorgen, daß seine Lehre unverändert bewahrt bleibe, sonst hätte er schlecht für seine Kirche gesorgt, und hätte nicht unter Strafe der ewigen Verdammnis befehlen können, daß alle Menschen auf sie hören sollen.

Karl. — Auf was erstreckt sich die Unfehlbarkeit des kirchlichen Lehramtes?

Paul. — Diese Unfehlbarkeit erstreckt sich auf alles, was sich auf die göttliche Offenbarung und auf das Heil der Gläubigen bezieht. Dazu gehört 1. die Bewahrung und Verkündigung der geoffenbarten Lehre; 2. die Entwickelung und Erklärung derselben; 3. die Entscheidung über Zweifel und Streitigkeiten ebenderselben Lehre; 4. alle Anordnungen, welche für das ewige Heil der Gläubigen notwendig sind. Bei seinen Entscheidungen darf der Papst die menschlichen Hilfsmittel, wie Gebet und Studium, nicht außer acht lassen. Ein offenbarer Beweis für die päpstliche Unfehlbarkeit liegt auch in der Tatsache, daß ein Ausspruch „ex Cathedra" sich niemals später als unrichtig erwiesen hat, oder widerrufen werden mußte.

Korrespondenzen.

Engelfeld, den 11. Juni 1916.

Werter St. Peters Bote!

Der gestrige Tag war ein Freudentag für die Gemeinde Engelfeld. Es hatten nämlich 20 der lieben Kleinen das hohe Glück, zum ersten Male zur heiligen Kommunion zugelassen zu werden. Schon wochenlang bereiteten sich dieselben, unter der Leitung unseres hochwürdigen Herrn Pfarrers P. Joseph, auf's eifrigste vor. Vom Seelsorger im Schulhause abgeholt, gingen die Kinder paarweise zur Kirche. Beim Eintritte sang der Chor das Lied „Laßt die Kinder zu mir kommen". Dann folgte die Erneuerung der Taufgelübde. Ernstgemeint klang es: „Wir widersagen", „Wir glauben", usw.

Die Mädchen waren weißgekleidet in Kranz und Schleier erschienen; aber auch die Knaben wollten nicht zurückstehen, und trugen daher weiße Blusen, um wenigstens einigermaßen anzudeuten, wie rein ihre Seele in Unschuld prangte. Daß sich jedes der Kleinen wohlbewußt war, welch' heilige Handlung vor sich ging, zeigte zur Genüge die Andacht welche auf allen Gesichtern ausgeprägt war, und der Eifer womit sie sich bemühten, jede Unordnung zu vermeiden.

Während der sinnreichen Anrede, worin der hochwürdige Herr Pfarrer die Herzen der Kinder mit dem Gotteshause verglich, und während der Zeit in welcher die Kleinen ehrerbietig zum Tische des Herrn schritten, blieb manches Auge nicht mehr trocken. Wohl lange noch werden sich Eltern und Kinder dieses freudigen Festes erinnern.

Nach dem Gottesdienste wurden die Kinder im Pfarrhause mit Frühstück bewirtet, welchem sie auch alle Ehre antaten.

Nachmittags schloß Segensandacht die Feier. Das Wetter hielt so ziemlich aus, so daß die Kinder trocken zur und von der Kirche kommen konnten, wenn auch ein Schauer nach dem andern den Leuten, welche weiter herkamen, Unannehmlichkeiten bereiteten. Korr.

Bruno, Sask., den 13. Juni 1916.

Werter St. Peters Bote!

Die am Pfingstmontag Abend von der hiesigen Ortsgruppe des Volksvereins D.C.K. veranstaltete Theater-Vorstellung war recht gut besucht, dank des schönen Wetters. Seit Wochen war es regnerisch gewesen, aber für die Vorstellung unserer Ortsgruppe schenkte Gott gutes Wetter — ein Zeichen, daß der Volksverein bei unserem Herrgott gut angeschrieben ist — zumal es einige Stunden nach der Vorstellung bereits wieder zu regnen anfing.

Die jungen Mitglieder der hiesigen Ortsgruppe, welche als Schauspieler auftraten, bewiesen daß sie schon gewöhnt sind auf der Bühne aufzutreten, und daß sie fleißig ihre Rollen geübt hatten. Dies Letztere war sicher kein Leichtes, wenn man die vielen Frühjahrsarbeiten auf dem Lande und im Geschäftsleben bedenkt. Obwohl der eine oder andere besonders gut spielte, so will ich doch keine Namen nennen, denn alle taten ihr Bestes, die Veranstaltung zu einem Erfolg zu machen. Es liegt eben nicht in der Macht des Menschen, den Erfolg zu erzwingen; aber er kann etwas viel Besseres tun, er kann denselben verdienen. — Die Gesamtleistung war ein Erfolg sowohl für die Mitwirkenden als die Vereinskasse.

Korr.

Hoodoo, 10. Juni 1916.

Werter St. Peters Bote!

In der ersten Juniwoche war die Einsaat aller Getreidesorten in hiesiger Gegend beendet, und die meisten Felder prangen bereits in lieblichem Grün. Die ausgiebigen Regenfälle mit dem darauffolgenden warmen Wetter bewirken ein rapides Wachsen, sodaß, wenn der liebe Herrgott auch ferner seinen Segen dazu gibt, die Farmer der Hoodoo-Gegend wieder auf eine reiche Ernte rechnen können. Die Wirkung der letztjährigen guten Ernten macht sich bemerkbar, indem viele der ersten Ansiedler Land ankaufen, und zwar schon zu verhältnismäßig hohem Preis. Ebenso herrscht rege Bautätigkeit in Wohn- und Farmgebäuden. Das Wohnhaus des Herrn Gg. Billesperger, 32x32, 2½ Stock hoch, geht seiner Vollendung entgegen. — F. Touchette, Bauschreiner von Bonne Madonne, welcher das schöne Wohnhaus von J. B. Frie auszuführen hatte, hat bereits zwei weitere Aufträge für große Wohnhäuser, eines für Jos. Pinski und ein anderes für Anton Gramschinski. — Ob die vielen Autos, welche in letzter Zeit in dieser Gegend angekauft wurden, auch als Maßstab eines angehenden Wohlstandes zu betrachten sind? Wohl kaum!

Korr.

Im Feuer vor Verdun.

Das Pariser „Journal" hat einen Sonderberichterstatter nach dem Hauptquartier des Generals Pétain entsandt, der seinem Blatt kurz nach Beginn der Kämpfe bei Verdun von der in und um der Festung angerichteten Verwüstung folgendes Bild entwirft:

„Welches schreckhaft grandiose Schauspiel! Man stelle sich ein ungeheures Panorama vor, das mit kleinen nicht allzu weit von einander entfernten Waldchen besät ist, zwischen denen ein paar impertinente Hügelchen hochstreben. Durchschnitten wird die Landschaft von einer nur schlecht erkennbaren Linie, die sich hauptsächlich durch eine langgezogene dichte Rauchwolke verrät, unsere vordersten Laufgräben, auf die auch jetzt sich die Wut des Feindes entlädt. Deutlich sieht man mit dem Fernglas die Granaten einschlagen. Hinter dieser Linie regnet es schwere Ungetüme, die unseren Forts bestimmt sind, die auch Feuer und Eisen speien. Am Himmel wiegen sich kokette Schrapnellwölkchen, über die Erde, die düster gegen das friedliche Blau in den Lüften absticht, zucken flüchtige Feuerblitze. Man hat das Gefühl, als sei der ganze Raum von Vernichtungsmaschinen jeden Kalibers erfüllt, die heulend aneinander vorüberzischen. Stellenweise fallen die Granaten in Schauern nieder. Auf gewisse Punkte haben sie es geradezu abgesehen. Sie durchschneiden die Wälder, sperren die Landstraßen, suchen Batterien zum Stillschweigen zu bringen, die selbst ich trotz der mir werdenden Ortsbeschreibung nicht mit dem Auge entdecken kann. Von Zeit zu Zeit entstehen Brände, denen aber bei der riesigen Ausdehnung des Schlachtfeldes nur wenig Beachtung geschenkt werden kann.

So geht es nun schon seit Tagen. Seit Tagen schon hat sich das furchtbare Bild hier nicht verändert. Ein ewiges Getöse nur, das manchmal den Ton verändert; bald mehr heult, bald mehr brummt und dröhnt, niemals aber aufhört. Man meint, die Erde müsse sich unter dem Druck dieser unheimlich rüttelnden Gewalten öffnen und Grausen gebären. In sein Schicksal ergeben, sieht Verdun auf dieses entsetzliche Schauspiel herab. Noch reckt sich seine Kathedrale, in der schon die Risse klaffen, stolz empor. Noch schlagt die Trikolore auf der Feste so wütend in die Luft, als wollte sie den Feind herausfordern. Aber immer häufiger krachen die großen feindlichen Mordwerkzeuge über der Stadt. Mehr als zwanzig schwere Granaten sah ich heute auf Verdun fallen, und dennoch lebt die tapfere lothringische Stadt noch immer.

Doch was ist das? Haben die Deutschen unseren Beobachtungsposten ausfindig gemacht? Ein Schauer von Granaten streicht dicht neben uns vorüber. Aber er kommt aus unseren eigenen Reihen. Mehrere Feldbatterien, deren Anwesenheit ich nicht im mindesten vermutet hatte, geben auf feindliche Flieger Feuer, die gerade über unseren Köpfen kreisen und einen wurstförmigen Ballon, das Auge unseres Heeres, zerstören möchten. Von allen Seiten zielt man auf die Eindringlinge, Schrapnellwolken haben sie bald ganz eingehüllt. Wird man sie bekommen?

Bange Minuten verstreichen. Aber die deutschen Flugzeuge haben einen Ausweg gefunden und fliehen in aller Eile . . .

Der Eisenbahnverkehr zwischen Verdun und Bar-le-Duc wird nur noch für Militär aufrecht erhalten. Zivilisten kann man, wenn die Kanonen brüllen, nicht gebrauchen. Auf der Hinreise war ich mit einem Urlauber ins Gespräch gekommen, einem Unteroffizier, der ganz glücklich war, daß er nach langen Monaten endlich seine Frau und Kinder wiedersehen sollte. — „Wo wohnen Sie denn?" — „In Samogneux." — „In Samogneux? Aber Sie Unglücklicher, da sind ja die Deutschen!" — Der Mann war wie versteinert. „Solch ein Pech", murmelte er, „solch ein Pech zu haben . . ."

Ich habe den Herren des Stabes eine Frage vorgelegt: Dürfen wir über das Schicksal Verduns beruhigt sein? . . . Sie haben mir allesamt geantwortet: Das kann Ihnen im Augenblick niemand sagen, denn unsere Gegner spielen ihren Trumpf aus . . ."

Vor 46 Jahren.

Die Festung Verdun war im Krieg von 1870 noch in dem Zustand, den Vauban geschaffen hatte. Eine Bastionärumwallung umgab die Stadt, die damals 14,000 Einwohner zählte. Ihre nassen Gräben wurden von der Maas gespeist. An der Westseite lag die siebeneckige Zitadelle, die ebenso wie das nach Südosten vorgeschobene Hornwerk Victor durch wohlerhaltene, hohe Mauern vollständig sturmfrei war. Sehr gefährdet war Verdun durch die von allen Seiten aufsteigenden beherrschenden Höhen, da besonders die nur etwa zwei Kilometer nördlich liegende Höhe von St. Michel einen vollständigen Einblick in die Festung gestattete, und auch die am Fuß der Höhen gelegenen Dörfer dem Angreifer die Gelegenheit gaben sich unmittelbar vor den Wällen einzunisten. Beim Vormarsch von Metz nach Westen machten die Sachsen den vergeblichen Versuch, durch eine Beschießung mit Feldgeschützen Verdun zu nehmen, wie das damals an verschiedenen Stellen und stets ohne Erfolg versucht wurde. Der tatkräftige Kommandant, General Guérin de Walderbach, ließ sich nicht einschüchtern. Er verfügte über etwa 140 Geschütze, hatte hinreichende Lebensmittel, und seine Truppen stiegen nach der Schlacht von Sedan durch entsprungene Kriegsgefangene auf 6000 Mann einschließlich der Nationalgarden und Franktireure.

Während zunächst die Festung nur von Kavallerie beobachtet wurde, erschienen Anfang September Teile der von Gen. Bothmer befehligten Abteilung vor Verdun. Es waren zwei Bataillone des Rheinischen Infanterie Regiments Nr. 65, das 4. Reserve-Husaren Regiment und eine schwere Reservebatterie des VII. Korps. Mit dem 23. September begann nach dem Eintreffen von Verstärkungen die Absperrung von allen Seiten, zu der einige 30 Kompagnien, sieben Schwadronen, aber nur 81 Geschütze zur Verfügung standen. Eine Beschießung mit 12 Geschützen, darunter zwei französischen, blieb am 26. September wirkungslos. Der Gegner ging wiederholt zu Ausfällen über, die jedesmal abgeschlagen wurden.

Man entschloß sich nun auf deutscher Seite, wo inzwischen General v. Gayl den Befehl übernommen hatte, stärkere artilleristische Kräfte heranzuziehen, französische Belagerungsgeschütze, die in Toul und Sedan erobert waren, und einige Kompagnien Festungsartillerie. Der Hauptangriff sollte gegen die Zitadelle gerichtet werden, ein Nebenangriff von Norden von der Cote St. Michel auf die Umwallung. Am 11. Oktober nahmen die Einschließungstruppen die Ortschaften Belleville vor der Nordfront, Thierville auf dem linken Maasufer und Regret südwestlich der Zitadelle und erweiterten diesen Gewinn am nächsten Tage noch, so daß der Batteriebau beginnen konnte. Im ganzen wurden vier Batterien im Westen, sechs auf der Cote St. Michel erbaut, aus denen am 13. Okt. 52 Geschütze, darunter 12 preußische Feldgeschütze, 12 französische und 28 eroberte schwere, das Feuer eröffneten.

In dem Kampf, der nun begann, machte sich das Uebergewicht der schweren Geschütze der Festung sehr fühlbar, und schließlich wurde am 15. die Beschießung eingestellt, ohne irgendwelchen Nutzen gebracht zu haben. Dagegen hatte der Belagerer 15 Geschütze außer Gefecht, und zwei Offiziere des Regiments Nr. 65 wurden von einer eigenen zu kurz gehenden Granate aus einem Beutegeschütz so schwer verwundet, daß der eine nach wenigen Stunden starb, der andere amputiert werden mußte. Die deutschen Truppen mußten sich nach diesem Mißerfolge auf eine Einschließung beschränken, während der Mut der Besatzung gehoben war, wie kleine und größere Ausfälle bewiesen.

Ende Oktober traten endlich preußische Belagerungsgeschütze und mehrere Kompagnien Fußartillerie ein, und angesichts der Vorbereitungen zum förmlichen Angriff ergab sich am 8. November Verdun. Der Kommandant konnte sich rühmen, daß ihm für seinen tapfern Widerstand die Anerkennung zuteil wurde, daß der Sieger sich verpflichtete, das vorgefundene Kriegsmaterial beim Friedensschluß wieder auszuliefern. Am 9. November konnten zwei Bataillone der 60er ihren Einzug in die Stadt halten, vor der sie so lange gelegen hatten. Verdun ist dann bis zum 13. Sept. 1873 in deutscher Hand geblieben. In dieser Zeit lag das Regiment Nr. 24, das die Panzerfeste Douaumont jetzt gestürmt hat, dort in Garnison. Der Feldmarschall von Manteuffel, der hier sein letztes Hauptquartier gehabt hatte, verließ als letzter Deutscher Verdun. Zur Erinnerung an die Belagerung wurde 1909 am Bahnhof an der Porte Saint Paul ein Denkmal errichtet, das zwei Soldaten darstellt, die ein Geschütz auf den Wall schleppen.

Merkwürdiger ist eine Erinnerung an die erste Belagerung durch die Preußen, die sich bis in die 70er Jahre gehalten hatte. Eine Quelle am Hang der Cote St. Michel trug den Namen der Fontaine du Roi de Prusse, weil Friedrich Wilhelm II. hier sein Zeltlager aufgeschlagen hatte. Das Volk, das die Quelle so bezeichnete, wußte nicht, daß eine andere Begebenheit sich dort zugetragen hatte, die wichtiger gewesen ist. An Scherben in der Fontaine du Roi de Prusse hat Goethe jene Beobachtung der Strahlenbrechung gemacht, die ihn zu den Studien über die Farbenlehre veranlaßten. Verdun kam erst durch den Westfälischen Frieden endgültig an Frankreich, das schon seit einem Jahrhundert tatsächlich Herr der Stadt war. Deshalb hieß das Tor im Westen noch lange Porte de France, das östliche Porte allemande.

Villa Michl.

Der Gefreite Michl hatte sein eigenes Quartier. Weil die Häuser alle zerschossen waren, hat er sich in einem wohlerhaltenen betonierten Schweinestall „etabliert". Immer, wenn Rasttag ist, zieht er sich auf seinen „Landsitz" zurück. „Villa Michl", steht mit Blaustift darüber. Und darunter: „Eintritt verboten!"

„Vor Legbüchsen wird gewarnt!"

„Nicht zu Hause!" Denn der Michl ist für die Rasttage nicht zu sprechen, nicht einmal für den Feldwebel.

Eines Morgens pocht es heftig an der Türe.

Der Michl rührt sich nicht. Da sich das Pochen wiederholt und immer dringlicher wird, rüttelt sich der Michl auf: „Rindviech, kannst d' denn net lesen, daß i net z' Haus' bin?"

Stimme von draußen: „Lassen Sie Ihre blöden Witze, Ihr Major ist da und gibt Ihnen dienstlichen Befehl, sofort zu öffnen."

Von drinnen höllisches Gelächter. „So a Schlauchert, schaugt's 'n an! Der Major möcht' er sei! I sag' dir was. I bin der Herr Oberst und setzt druckst d' di', verstanden!"

„Himmelhagel!" schreit die Stimme von draußen. „Den Kerl sperr' ich aber ein!" Und es folgt ein wütender Fußtritt gegen die Türe.

„Das is Hausfriedensbruch, du Hammel!" begehrt die Stimme drinnen auf. „Jetzt druckst d' di', sag' i, oder . . ."

Jetzt läßt sich von draußen eine andere Stimme hören: „Sie da drinnen! Wenn Sie nicht sofort aufmachen, fliegen Sie ins Loch, aber ganz barbarisch. Ich bin Ihr kommandierender General, ich besichtige die Quartiere!"

Stimme von drinnen: „Jetzt wird's guat! Da werd' i ja glei' aufmacha! Ja freilich! Wissen S' was, Eurer Exzellenz? Wissen S' eigentli', wen Sie vor Cahna hab'n? Net? Racha muß i 's Cahna scho' sag'n! I bin Seine Majestät, der Deutsche Kaiser! Langt's jetzt no' net?"

Draußen ratloses Gemurmel zweier tiefer Männerstimmen. Drinnen der Michl: „Gelt, jetzt g'langt's? Oder net? Wenn's dir net g'langt, darfst es grad sag'n. Racha mach' i dir scho' auf. Und a Holzscheitl hab' i aa da, daß i dir hoamleucht'n kann."

Und wirklich macht er jetzt auf, der Michl. Und das Holzscheitl hat er in der Hand.

Aber er läßt es augenblicklich sinken. Denn in der Tür erscheint wirklich sein Major und der kommandierende General. „Aus is's!" stöhnt der Michl toterschrocken.

Aber die Herren machen gute Miene zum bösen Spiel, weil er ja auch das Eiserne Kreuz hat, der Michl. Und es geht diesmal noch mit einer gehörigen Entschuldigung ab.

Der gefangene Spion.

Ein Feldgeistlicher berichtet: Wer hätte in den Witzblättern nicht die typische Gendarmenfigur belacht, die Figur des grimmigen Landjägers, der den verdächtigen Handwerksburschen anhält, „woher der Fahrt, weiß' Nam' und Art" er sei. Es ist geradezu unnachahmlich, wie so ein rechter Gendarm das zuwege bringt. Nun, so einen besitzen wir auch hier in der Notkasematte. Augenblicklich freilich ist er „Spieß", das heißt Feldwebel. Lag er da wieder auf der Lauer, um, wie er sich ausdrückte, „übers weite Feld zu spannen" (zu sehen, zu beobachten). Er ist noch nicht lange dabei, da sagt er zu seinem neben ihm stehenden Kompagnieführer: „Herr Hauptmann, schauen Sie doch bitte mal durch Ihr Glas! Ist das nicht ein veritabler Handwerksbursche, der dort auf der Landstraße zu unserer Seite herübertippelt?" Wahrhaftig! Das war doch sonderbar, diese Friedensleute mitten im Kriegsgetümmel! Jetzt hielt's den Gendarmen nicht mehr. „Da muß ich hin. Das stimmt nicht!" Gesagt, getan. Bald ist er bei dem Kunden. „Na, alter Pennbruder, wo machst du denn hin?" — „Icke? Nach Berlin natürlich!" — Das klang jedoch gerade so „natürlich", als wenn ein Münchener westfälisches Platt sprechen wollte. „Haben Sie Papiere bei sich?" „Jewiß!" Er zeigte seine Papiere vor, einen eleganten deutschen Auslandspaß. Aber, o weh, der Paß trägt Stempel und Bürgermeisterunterschrift einer Gemeinde, wo unser Feldwebel Gendarm war. Dieser erkannte somit auf den ersten Blick die Fälschung, und in fünf Minuten war der Handwerksbursche als Spion entlarvt. So kann ein „boser" Zufall die Hand im Spiele haben! Der Spion war ein Freiwilliger und wird nun seine Gastrolle als Handwerksbursche teuer büßen müssen. Er besaß übrigens auch (für den Rückweg) einen französischen und einen holländischen Paß. Der französische Paß war zudem mit geheimen Zeichen versehen, ein Beweis, in welchem Maße die Spionage organisiert wird. Auch eine pomphafte ärztliche Bescheinigung eines preußischen Landwehrbezirkes fand man bei ihm vor, wonach er wegen Darmkrebs garnison- u. felddienst-, überhaupt militäruntauglich sei. Alles täuschend gefälscht und mit tadellosen Abstempelungen versehen. Der Feldwebel ist für seine Aufmerksamkeit mit dem Eisernen Kreuz geschmückt worden.

Aenderung ihrer Adresse sollten unsere Leser uns stets sofort mitteilen, und nicht vergessen, nebst ihrer neuen auch ihre alte Postoffice anzugeben, damit wir die Zeitung nach der neuen Postoffice senden, aber auch diejenige nach der alten Postoffice einstellen können.

Leo-Haus

ein Heim für stellesuchende Mädchen, allein reisende Damen und Fremden. Der St. Mortheim, Bureau für Gin- und Auswanderer erteilt gerne und gratis Auskunft in Sachen angelegenheiten.

LEO-HAUS
6 State Str.
New York N.Y.
Telephone Broad 4916.

Große Feier

Maria Himmelfahrts-Gemeinde, Dead Moose Lake, Sask.,	St. Bernhards Gemeinde, Pilger, Sask.,
Donnerstag 22. Juni 1916	**Sonntag, 25. Juni 1916**

Feier der

Primiz des Neupriesters P. Hyazinth Cismowski, O.S.B.

sowie des 10. Jahrestags der Primiz des hochw. P. Casimir Cismowski, O.S.B.

Programm.

10 Uhr morgens: Feierliches Primiz-Amt, dann Fronleichnams-Prozession.

1 Uhr mittags: Großes Bankett.

Erfrischungen jeder Art werden serviert. Für Vergnügungen und Unterhaltungen ist bestens gesorgt. Die Musikkapelle von Pilger wird vorzügliche Musik liefern.

Alle werden aufs Freundlichste eingeladen. Das Komitee.